

Die Felleweh

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Das Kloster in den Lagunen.

Novelle von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

„Ich war hierher gekommen,“ antwortete Marietta, „ich war zornig, aufgeregt und doch voll Sehnsucht nach Paolo; er war rauh gegen mich gewesen, er hatte mir weh getan, und doch schien es mir, als liebe ich ihn noch heißer als je vorher. Ich stand in der Lüre und sah in die dunkle Nacht hinaus; ich hörte, ob ich nicht seinen Schritt vernähme; ich dachte, er müsse kommen und erwartete ihn von Minute zu Minute. Unruhe und Ungeduld peinigten mich, ich konnte es auf meinem Blase nicht mehr aushalten; ich wandte mich dem Wasser zu, der kühle Wind, der mir entgegenwehte, tat mir wohl. Ich ging weiter, da vernahm ich Schritte hinter mir her; ich wende mich rasch; ich sehe eine Gestalt auf mich zukommen; ich kann sie im Dunkeln nicht sofort erkennen, aber es muß Paolo sein; ich will ihn rufen, ihm entgegenlaufen, und doch tu ich's nicht. Der Troß war wieder über mich gekommen; er hatte mich gekränkt, an ihm war es, mich zu veröhnen, und so drehe ich mich wieder um und gehe vorwärts, aber langsam nur, ich wollte mich erreichen lassen. Die Schritte kommen auch näher, immer näher, ich bleibe stehen. In dem Augenblicke tritt der Mond, den ich im Rücken hatte, aus dem Gewölk, und ich sehe einen Schatten vor mich hinfallen — es war nicht der Paolos, ich erkenne den Engländer. Ich war erschreckt, ich wollte davonlaufen, aber er ergreift meine Hand und hält sie fest. Er spricht zu mir, ich weiß nicht was, ich konnte es nicht verstehen, aber er spricht so dringend, und sein Ton zwingt mich wider meinen Willen, ihm zuzuhören.“

Marietta preßte plötzlich die Hand gegen die Stirn, als müsse sie dadurch ihrem Erinnerungsvermögen nachhelfen, und sprach beklommen, in kurzen, abgebrochenen Sätzen weiter: „Die nächsten Augenblicke sind mir wie ein böser Traum, unklar, schrecklich — ich höre einen lauten Schrei der Wut — es war Paolos Stimme — und plötzlich steht er vor mir — wie ein Schatten der Nacht — er schleudert mir ein häßliches Wort ins Gesicht, vor meinen Augen sehe ich ein Messer blitzen — ich dachte,

er wolle mich töten — ich hätte mich nicht gewehrt in diesem Augenblicke — aber er stürzt sich auf den Engländer — der wankt, der fällt und stößt einen Hilferuf aus. Ich kann mir keine Rechenschaft geben von alledem, was in diesem Augenblicke mich durchbrauste, wie Feuer brannte es mir im Kopf und in der Brust, nur eines war mir klar: die Hilferufe dieses Mannes mußte ich ersticken und Paolo mußte fliehen. Ich stürzte mich auf den Engländer, ich halte ihm den Mund zu, er wehrt sich, aber ich umfasse ihn mit meinen Armen, mit meinen Haaren ersticke ich seine Stimme. Da ruft mir Paolo zu: „Glende, Du siehst mich nie mehr wieder!“

Marietta, aufs neue von wildem Schmerz erfaßt, warf sich auf den Boden und schlug mit dem Kopf gegen die Steine des Herdes. Alle die Qual und Herzenspein, die sie in jenem Augenblicke und seither erduldet, war in ihr aufs neue lebendig geworden. Hermine legte beruhigend, tröstend den Arm um ihren Hals und sprach ihr zu; sie versuchte, sie aufzurichten und bat zugleich inständig, ihr zu verzeihen, daß sie diese Erinnerungen heraufbeschworen; sie solle nicht wieder davon reden. Aber Marietta schüttelte den Kopf, sie suchte sich zu sammeln und sagte, die Signora müsse nun alles wissen, und noch immer vor Hermine auf den Knien liegend, erzählte sie weiter: „Ich hatte Paolo in

ein Sandolo springen sehen, da ließ ich den Engländer los, ich wollte meinem Manne nachsehen, ich wollte mit ihm entfliehen, aber sogleich ertönte ein neuer Hilferuf des Engländers; ich sehe, wie er sich aufrafft und wankend der Locanda zueilt. Im Nu bin ich wieder an seiner Seite und vertrete ihm den Weg. „Signor, Sie gehen nicht weiter, ich verbiete es Ihnen, und Sie werden keinen Lärm machen, bei allen Heiligen.“ Er bleibt stehen und reiht sein Rock auseinander, ich sehe sein weißes Hemd, mit Blut überströmt. „Er hat mich gestochen,“ ruft er, „der Glende, er soll mir's blitzen!“ Da werfe ich mich vor ihm auf die Knie, erschüttert in Tränen. „Haben Sie Erbarmen,“ flehe ich, „die Wunde wird heilen, ich selbst werde Sie pflegen, aber schweigen Sie, klagen Sie ihn nicht an.“ Da faßt er mich wieder an der Hand und sieht mir in die Augen mit einem Blick, den ich nie vergessen werde. „Ich will es tun,“ sagte er, „ich will schweigen; ich werde Deinen Mann nicht verfolgen lassen, wenn Du mir bei allem, was Dir heilig ist, versprichst, mit mir nach Venedig zu kommen.“ — Ich habe es versprochen.“

Sie senkte den Kopf wie ermattet und zerknirscht.

„O, das gilt nicht,“ rief Hermine. „Ein solches Versprechen, das man erpreßt in einem Augenblicke der Verzweiflung, kann nicht bindend sein.“

„Nein, es ist nicht bindend,“ sagte Marietta und lächelte ein wenig, dann hob sie den Kopf und sich das wirre Haar aus dem Gesicht streichend, sagte sie fest und entschlossen: „Aber ich muß nun doch nach Venedig, ich muß, und als er mir soeben sagen ließ, daß er in einer Stunde dahin fahre, da — es bleibt mir nichts anderes übrig, ich werde mit ihm gehen.“

„Nein, Marietta, das darf nicht sein.“

„Was soll ich tun?“ rief diese, und ihr Ton steigerte sich sogleich in leidenschaftlicher Weise. „Ich habe Paolo gesucht, auf allen Inseln hier herum, er ist fort, er ist nach Venedig gegangen, ich bin dessen sicher; er wird sich anwerben lassen, entweder als Matrose oder



Am Waldrand.

als Soldat, aber er soll's nicht tun, ich will's hindern, ich will Paolo wieder haben."

"Aber dann dürfen Sie nicht in Begleitung dieses Mannes nach Venedig gehen."

"Ich wollte allein gehen, aber von was soll ich dort leben? Es können Tage vergehen, ehe ich Paolo finden werde. Ich hatte gestern und heute versucht, zu nähen, ich wollte mir etwas mit meinen Händen verdienen, und wenn es noch so wenig gewesen wäre, ich wollte damit auskommen; es ist mir nicht gelungen, und ich habe keine Zeit zu verlieren."

"Und Sie wollen Ihren Unterhalt von diesem Mann bestreiten lassen, Geld von ihm nehmen?"

Marietta schlug wie beschämt die Augen nieder, aber hinter den langen Wimpern bligte es schalkhaft und um den Mund lagerte sich jener schlan berechnende Zug, der den Italienerinnen eigen ist. Sie nickte und sagte im Flüsterton: "Ich hätte es genommen, und er wäre der Betrogene gewesen, denn niemals hätte ihm auch nur ein Wort, ein Lächeln von mir Entschädigung geboten, und wenn ich nur erst meinen Paolo gefunden, dann hätte der Abscheuliche mich nimmer zu Gesicht bekommen."

Germine faßte ihre Hände.

"Nein, Marietta, nein, das unwürdige Spiel sollen Sie nicht spielen, und wenn Sie nach Venedig wollen, Marietta, dann gehen Sie mit uns; Armand und ich, wir wollen Ihnen helfen, Ihren Mann zu finden."

Das junge Weib schrie auf in jähem Entzücken, sie umfaßte die Knie Germine's und bedeckte ihr Kleid mit Küffen. Sie nannte sie ihre Wohltäterin, ihre Retterin.

Armand hatte es indes zu lange gedauert, draußen auf seine Frau zu warten. Er hatte sich der Türe genähert, hatte den Vorhang ein wenig bei Seite geschoben und war somit Zeuge dieser Szene gewesen. Er trat nun ein und damit bekam alles sogleich eine praktische Wendung. Er wußte die junge Frau über das Schicksal ihres Mannes zu beruhigen. Paolo hatte nichts zu fürchten; die Verwundung des Engländers konnte nur eine leichte gewesen sein, und da er selbst bisher das Geschehnis geheimgehalten, so würde eine spätere Anzeige gewiß nicht zu seinen Gunsten sprechen und er würde selbst verdächtig erscheinen. Armand war damit einverstanden, daß Marietta mit ihnen nach Venedig fahre und er bat sie, sogleich alle Vorbereitungen dafür zu treffen.

Sie kehrten in die Osteria zurück und Marietta kam schon nach wenigen Minuten, sie abzuholen. Sie verließen das Haus, wieder von einer Schar Kinder begleitet, welche Tonina, die die Fremden nicht aus den Augen verloren, eiligst zusammengerufen hatte. Mit lautem Schreien drängten sie ihnen nach. Sie waren bei der Gondel angelangt. Die beiden Frauen hatten es sich nebeneinander auf dem breiten Polster bald bequem gemacht und Armand bedeutete nun dem Kanfero, er möge mit seinem Sakel die Gondel abstoßen.

Eine große Anzahl Menschen hatte sich indes am Quai versammelt; mit freundlichen, lachenden Gesichtern standen sie da, um die Fremden bei ihrer Abfahrt zu grüßen und ihnen nachzusehen. Als die Gondel abstieß, erhoben die Kinder ein wahres Kriegsgeheul.

Die Gondel fuhr langsam durch den schmalen Kanal, der durch die Menge von Fahrzeugen, die darin vor Anker lagen, noch mehr verengt wird. Die Kinder liefen die Fondamenti entlang, stets mit der Gondel gleichen Schritt haltend und den Abfahrenden ihre Mühen und Hände entgegenstreckend, Tonina in ungeheurer Aufregung, ihr Gesichtchen noch schenlicher verzerrt, allen anderen voraus.

Jetzt drängte sich durch die Menge der dahineilenden Kinder ein altes, dürres Weib,

es war die Tante Mariettas. Im letzten Augenblick hatte sie erfahren, daß ihre Nichte im Begriff stehe, ohne ihre Vermittlung Burano zu verlassen. Sie rief sie beim Namen und befahl ihr, auszusteigen und zurückzukommen, als aber Marietta ihr das Gesicht zuwandte und den Kopf schüttelnd, ein energisches „Nein“ aussprach, da begann sie zu jammern und zu bitten, und sie gab ihr die süßesten Schmeichelnamen, als aber auch dies seine Wirkung verfehlte und Marietta unbeweglich blieb, sandte sie ihr in einem Schwall alle Flüche nach, die nur je einem italienischen Mund entströmt waren.

Armand hatte jetzt das zweite Ruder ergriffen und man kam rascher hinaus. Die Fondamenti waren zu Ende, und mit dem nächsten Ruderschlag fuhr die Gondel aus dem Kanal hinaus. Ein vielstimmiger Ruf des Bedauerns folgte ihr, die Wertgegenstände aber gaben sie noch nicht auf, sie nahmen ihre Hosen hoch über die Knie hinauf und begannen in dem seichten Wasser nachzuwaten, das Schiff von allen Seiten bedrängend.

"Ich bitte Dich, Armand, die laufen uns bis ins Meer nach," rief Germine lachend und doch beängstigt.

Armand hob statt jeder Antwort das Ruder, um es den Ketten auf die sich anklammernden Hände fallen zu lassen. Aber mit einem Schrei der Ausgelassenheit ließen sie los und warfen sich zurück, während vom Lande aus ein höhnisches „Dehl öhl“ und ein schallendes Gelächter diesen gezwungenen Rückzug begleitete. Einige der Spötter kamen ihnen drohend ins Wasser entgegen und nun begann eine tüchtige Valgerei in dem nassen, kühlen Elemente selbst.

Die Gondel entfernte sich rasch. Burano sank vor den Augen tiefer und immer tiefer in die blauen Wogen der Lagune. Die Sonne stand noch hoch; goldene Wolken waren am Himmel aufgestiegen und die weite Wasserfläche strahlte sie in funkelnden Reflexen zurück.

Möwen in großer Anzahl, weiß wie Schaumbälle, nur blendender noch, schaukelten sich in anmutiger Leichtigkeit und Lebendigkeit auf den Wogen und freuten sich des kühnenden Elements. Ein Zug Enten streifte hart an dem Wasserpiegel vorüber, man konnte sie weithin verfolgen. Hier begann schon die Einsamkeit des Meeres und dennoch Leben und Bewegung rings umher, ja, in der glanzdurchwebten, etwas bewegten Luft selbst gab es ein seltsames, leises Klingen und Singen, das mit dem Herausräuschen der Wellen zu einer Melodie sich verband und das nur von dem regelmäßigen Schläge der Ruder übertönt wurde.

Armand stand aufrecht, aber er hatte sein Ruder aus dem Wasser gezogen; er sah und horchte, er empfand den mächtigen, tief poetischen Reiz der Lagune. Auch die Frauen schwiegen, sie waren in die Kissen zurückgelehnt. Das dunkle Tuch Mariettas war von ihrem Kopfe gegliedert und umhüllte die vollen Schultern, sie hielt die Hände gefaltet im Schoß und ihre schmachtenden Augen waren halb geschlossen. Nach all der leidenschaftlichen Aufregung der letzten Tage, der letzten Stunden noch, war eine Art Friede über sie gekommen. Die Angst, die Selbstvortürfe, die Sehnsucht hatten einem Gefühl der Hoffnung Platz gemacht.

"Wann werden wir in Venedig sein? Können wir heute noch die Schiffe besichtigen, die sich zur Abfahrt rüsten?" fragte Germine den Gatten.

"Wir haben Zeit. Außer dem Personendampfer, der erst um Mitternacht abgeht, verläßt kein anderes Schiff den Hafen," erwiderte Armand. Auch der Gondelier bestätigte dies.

Marietta atmete befriedigt auf und sandte in ihrer frommen Gläubigkeit einen dankbaren Blick gen Himmel, dann versank sie wieder in ihr früheres Sinnen.

Langsam, allmählich tauchte aus dem Wasser ein grünes Eiland empor und darauf ein italienischer Glockenturm mit seiner einfachen charakteristischen Kontur und weiter zurück der Giebel einer romanischen Kirche, und sie hoben sich in scharfer Silhouette und dunkler Massigkeit von der lichten Luft ab. Und jetzt konnte man einige hohe Pinien bemerken in ihrem edlen Bau, die mit ihren weit verästelten Kronen über die Klostermauer hervorragten.

"Das Franziskanerkloster in der Einsamkeit," erklärte der Gondelier, indem er auf Insel und Baulichkeiten mit dem Finger wies.

Marietta hob den Kopf. „San Francesco nel Deserto," kispelte sie und es durchzuckte ihr lebhaftes Gesicht, als ob ihr plötzlich ein Gedanke gekommen wäre.

"Sind Sie hier gewesen, haben Sie auch hier Ihrem Manne nachgefragt?" fragte Germine teilnehmend.

Marietta schüttelte verneinend den Kopf und in einem etwas scheuen, ehrfurchtsvollen Ton flüsterte sie: „Was sollte Paolo hier? Hier sind nur gelehrte Paters und sie bleiben eingesperrt hinter diesen Mauern, wo sie ein heiliges Leben führen. Paolo aber ist an Luft und Bewegung, an inneverwährende Arbeit und an das Meer gewöhnt, er würde es hier nicht lange aushalten; aber jetzt, in dem Augenblick, als ich den Namen San Francesco aussprach, da fiel mir's ein, daß mir Paolo einmal erzählte, daß der Bruder Pförtner in diesem Kloster sein Dheim sei, und da —" Sie stockte.

"Nun was, Marietta?"

"Ach, sehen Sie, ein armes Weib, wie ich bin, wird hier nicht Einlaß finden, aber alle Fremden kommen hierher, ihnen öffnet sich die Klosterpforte, und wenn ich daher mit Ihnen käme, da könnte ich den Pförtner sehen und sprechen, und ich möchte ihn fragen, ob er nichts wisse von Paolo, nichts von ihm erfahren habe; es wäre ja möglich, daß Paolo bei ihm gewesen, um sich Rat und Trost zu holen. O, je mehr ich nachdenke, desto wahrscheinlicher erscheint es mir, und da möchte ich Sie denn bitten, lassen Sie die Gondel halten, lassen Sie mich mit Ihnen in das Kloster gehen, erweisen Sie mir noch diesen Liebesdienst."

Die Beiden waren gern dazu bereit. Es war ja in Armands ursprünglichem Plane gelegen, die Insel zu besuchen, und es hatte ihm einige Ueberwindung gekostet, ihn aufzugeben. Germine war voll Erwartung und prickelnder Ungeduld, sie konnte es nicht erwarten, zu landen, um den Mönchen einen Besuch zu machen. Wie romantisch war doch alles! Sie preßte Mariettas Hand in der ihrigen und flüsterte ihr ermutigend zu: „Es wäre immerhin möglich, daß Paolo selbst im Kloster ist, aber dann müssen wir ihn auch finden und dann wollen wir ihm schon den Kopf zurechtsetzen."

Die Gondel nahm die Richtung nach der Insel. Verkrüppelte und vom Sturm gebeugte und gespaltene Bäume entwachsen hier dem humusarmen schmalen Streifen Landes, das sich allmählich aus den Fluten erhob; niederes Gestrüpp wucherte auf dem welligen Sande und hohe zitternde Gräser säumten die Insel und wuchsen in größerer Leppigkeit weit in das Wasser hinein. Eine starke Mauer, auf Pfählen ruhend, umgab den Klostergarten nach der See-seite zu; die herantauschenden Wogen schlugen verlangend gegen dieselbe, sie umfriedete auch die Kirche und das Kloster, das hier heraus nur seine kahlen Mauern und keine Fassade wies. Keine andere menschliche Wohnung und kein menschliches Wesen war zu sehen. Einsamkeit und Oede herrschten hier, eine Abgeschlossenheit von aller Welt. Die einzigen Einflüsse, die hier empfunden wurden, waren die der Atmosphäre, Abwechslung in diese ewige Monotonie brachten bloß die Wolken. (Fortf. folgt.)

Die Schauspieler und die Revolution.

Von Rudolf Franz.

Bis zur großen Revolution rangierten die Schauspieler auch in Frankreich mit dem Lumpenproletariat, ja mit den Verbrechern. Die katholische Kirche verweigerte die Einsegnung ihrer Ehen und verweigerte ihnen das Grab in geweihter Erde. In Deutschland gab es für das aufstrebende Bürgertum nur eine Mednerbühne: die Bühne selbst. Dem Theater wandten sich die besten Elemente des deutschen Bürgertums im achtzehnten Jahrhundert zu, nicht nur als Dichter, sondern auch als Schauspieler und Direktoren. Aber diese Leute blieben nun auch beim Theater und fragten nichts nach Politik. Anders in Frankreich. Hier konzentrierte sich das Leben der Nation in Paris; statt eines oder auch gar keines Theaters, wie die großen Städte Deutschlands, hatte Paris deren eine ganze Reihe. 1790 waren es neun, zwei Jahre später sogar zwanzig. Die Angestellten der königlichen Theater besaßen gewisse Privilegien und waren pensionberechtigt; kein Wunder, daß sie sich der Revolution gegenüber zunächst abwartend verhielten. Auch war der Theaterzensor Suard ein sehr strenger und reaktionärer Herr. Inzwischen wurde das Publikum ungeduldig, und am 19. August 1789 verlangte das Parterre in der Comédie française stürmisch, man solle „Charles IX.“ von M. J. Chenier spielen, jenes schon 1788 verfaßte Drama der Bartholomäusnacht, das als erstes revolutionäres Stück so großen Erfolg erzielen sollte. Der Direktor und Schauspieler Fleury trat vor und teilte dem Publikum mit, das Stück sei auf Befehl der Hofbeamten ungelesen zurückgewiesen worden. Man rief ihm zu, nur der Gemeinderat habe den Schauspielern etwas zu befehlen, und Fleury mußte versprechen, sich um die Erlaubnis zur Aufführung zu bemühen. Tatsächlich hatte der Gemeinderat damals schon große Macht, wie er denn später zum treibenden Faktor der Revolution wurde. Es gab zwar zunächst noch heftige Kämpfe um die Freigabe des Stückes, der König wagte aber nicht, es zu verbieten, und schließlich ging es Anfang November mit großem Erfolg in Szene. Sofort übernahmen es auch die Provinzbühnen. In der Titelrolle trat zum ersten Male Talma hervor; seine vornehmeren Kollegen hatten sich geniert, den königlichen Mörder zu spielen. Nun vollzogen auch andere Pariser Theater einen Repertoirewechsel. Im Palais Royal ließ Collot d'Herbois, der später im Wohlfahrtsausschuß saß und zum Sturze Robespierres beitrug, zwei Stücke aufführen, welche die Tendenz jenes wichtigen Dekrets vom 21. Januar 1790 verkörperten, daß die Ehre der Familie eines Verbrechers durch sein Verbrechen nicht berührt werde. In Konsequenz dieses Dekrets hatte der Komiker Beauclieu vom Théâtre des Variétés, der, wie manche seiner Kollegen, zum Offizier in der Nationalgarde gewählt worden war, seinen Rang an den jüngeren Bruder zweier hingerichteter Fälscher abgetreten, ein Akt, den das betreffende Bataillon bestätigte. Einer der Couplettdichter feierte alsbald diese Tat mit einem Lied, das in dem Lobe gipfelte, das Spiel dieses Beauclieu mache einen vor Lachen, seine Handlungsweise vor Mühnung Tränen vergießen.

Inzwischen nahm die Begeisterung der Schauspieler für die Revolution einen starken Aufschwung. Das Publikum hatte ihnen seine Wertschätzung häufig zu erkennen gegeben. Nicht nur wurden mehrere zu Offizieren der (damals übrigens schon stark reaktionären) Nationalgarde ernannt, man wählte sie auch in andere Ehrenstellen. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß die Theater nicht nur für die

Sinterbliebenen der Bastillestürmer Benefizvorstellungen gaben, sondern auch der Nationalversammlung patriotische Geldspenden überwiesen. So zahlte die Comédie einmal 23 000 Frank. Vor allem aber ist zu bedenken, daß die Mitglieder der Bühnen zum größten Teile dem Proletariat der bürgerlichen Intelligenz angehörten. Seit langem war Paris der Zufluchtsort zahlreicher gescheiterter Existenzen, und die Missernte des Jahres 1788 hatte einen besonders starken Zustrom von arbeitslosen Handarbeitern wie Intelligenzlern zur Folge. Diese Angehörigen der kleinbürgerlichen Intelligenz waren zur ersten Rolle im Drama der Revolution bestimmt, und manche begannen als Statisten an einer der zahlreichen Bühnen der Hauptstadt. Sobald sie begriffen hatten, daß die Revolution nicht zuletzt ihre Sache zu führen berufen war, stürzten sich auch die berufsmäßigen Schauspieler mit Eifer in die Politik. Die Revolution eroberte der Bourgeoisie die Selbstverwaltung, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gewerbefreiheit und den Zutritt zu allen Staatsämtern. Und sie vergaß auch nicht die besonderen Rechte der Schauspieler. Zunächst beseitigte sie die Rechtlosigkeit, die so weit ging, daß Schauspieler kein gerichtliches Zeugnis ablegen durften. Wie sehr aber die Gesamtheit des Volkes unter der Achtung des Schauspielerstandes zu leiden hatte, zeigte sich noch unmittelbar vor der Revolution in einem drastischen Falle. Während eines strengen Winters hatten die Theater 36 000 Frank aus ihren Einnahmen für die Armen bestimmt. Der Erzbischof von Beaumont weigerte sich, das Geld aus den Händen der Schauspieler entgegenzunehmen, und es verging viel Zeit, bis die Summe auf dem Umwege über die Polizeibehörde an den Erzbischof und die Notleidenden gelangte.

Am 23. Dezember 1789 begründete der aristokratisch-konstitutionelle Abgeordnete Clermont-Tonnerre in der konstituierenden Nationalversammlung einen Antrag über die Zulassung aller Bürger zu den Bürgerrechten. Bei dem Paragraphen über die Schauspieler entstand eine heftige Debatte. Der Royalist Maury (der spätere Erzbischof von Paris) führte aus, dem lasterhaften Stande der Schauspieler dürfe man keine Rechte verleihen, die doch sogar den Dienstboten vorzuziehen wären. (Was diese Dienstboten betraf, so bildeten sie von vornherein einen wesentlichen Bestandteil der gegenrevolutionären royalistischen Richtung, Grund genug, sie von der Gleichberechtigung in dem bürgerlich-konstitutionellen neuen Reiche auszuschließen.) Der Antrag Clermont-Tonnerre ward von Robespierre warm unterstützt. Am nächsten Tage verlas der Präsident einen Brief, in dem die Mitglieder der Comédie française sich sehr höflich nach etwaigen Beschlüssen über sie erkundigten. Da ergriff Maury abermals das Wort und bezeichnete es als den Gipfel der Unverschämtheit, daß Komödianten es wagten, sich unmittelbar an die Nationalversammlung zu wenden. Aber Maury wurde zur Ordnung gerufen, und nachdem noch Mirabeau und andere für die Schauspieler gesprochen hatten, ward das Gesetz mit großer Mehrheit angenommen. Bürgerlich waren die Schauspieler vom 24. Dezember 1789 an gleichberechtigt.

Aber die Kirche kümmerte sich darum nicht. Ein halbes Jahr darauf weigerte sie sich, den Schauspieler Talma zu trauen. (Gegen eine Tänzerin war man etwa gleichzeitig milder. Sie hatte ein Bein gebrochen, und es wurde für sie in der Notre Dame eine Messe gelesen. Auf wessen Veranlassung und Kosten, ist leicht zu vermuten.) Dann kam aber der 12. Juli 1790 mit dem Dekret über die bürgerliche Stellung der Geistlichkeit, und damit waren die Schau-

spieler endgültig zu gleichberechtigten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft geworden. Sie spielten zum Dank dafür revolutionsfreundliche Stücke.

Das Motiv vom „Erwachen des Epimenides“ erschien in mehreren Bearbeitungen auf den Bühnen. Der Präsident der Kammer ist 1690 eingeschlafen und erwacht 1790, was denn zu allerlei Ueberraschungen Anlaß gibt. Die Comédie française hatte mit einem solchen Stücke das Jahr 1790 eröffnet, das Théâtre de Monsieur kopierte die Aufführung. Immerhin war mit so zahmen Scherzen auch der reaktionären Strömung, die immer heftiger wurde und mit dem Gemetzel auf dem Marsfeld am 17. Juli 1791 ihren Höhepunkt erreichte, Rechnung getragen; doch fanden es Collot d'Herbois und Konfin geraten, noch ein übriges zu tun. Hatte man vor der Revolution das Königtum in der Figur Heinrichs IV. verherlicht, um es dann in Karl IX. zu brandmarken, so stürzte man sich jetzt wieder auf Louis XII. als einen Musterkönig. Die Mimen hatten eben eine feine Bitterung für das, was norkat: Collot d'Herbois und der Revolutionsgeneral Konfin waren drei Jahre nachher die Vollstrecker des Jakobinischen Strafgerichts an den Throneroyalistischen Konterrevolutionären. Einstweilen aber feierten sie, jeder auf seiner Bühne, die Tugenden des Königtums. Damals wurden auch in der „Italienischen Oper“ Lieder zur Verberrlichung Ludwigs XVI. eingelegt und vom Publikum beklatscht. Auch sonst feierten die Schauspieler in allerlei Einlagen und Improvisationen den „Wiederhersteller der Freiheit“. Daneben vergaß man aber nie, die Souveränität des Volkes zu betonen und besonders Lafayette, den erst später entlarvten traurigen Helden, zu preisen. Konfin hatte in seinem „Louis XII.“ einen Vorfahren Lafayettes auf die Bühne gebracht, was die Mitglieder des Franziskanerklosters, jenes radikalen Pendants zum damals noch gemäßigt-liberalen Jakobinerklub, zu einer Demonstration veranlaßte. Aber der ausgepiffene Konfin schrieb ein neues Stück, ein aristokratisch-konstitutionelles, und fand sein Publikum. Und so lavierten die Bühnen mit möglichster Vorsicht zwischen den Parteien hindurch. Nach zahllosen neuen Stücken, unter denen übrigens auch ein ausgesprochen gegenrevolutionäres war, das den Bastillesturm verurteilte und im Audinot-Theater gespielt wurde, versuchte man es mit Voltaire. „Cäsars Tod“ und „Brutus“ hatten großen Erfolg, um so mehr, da hier alle Parteien auf ihre Kosten kamen. Toubin hat sehr hübsch erzählt, wie es bei einer solchen Vorstellung zuging. Es war am 17. November 1790, man spielte „Brutus“. Mirabeau, gleich Lafayette damals noch nicht entlarvt, sondern vergöttert, wurde aus seiner Loge in das Orchester genötigt, damit alle ihn sehen könnten. Bei der Stelle: „Gott, gib uns lieber Tod als Sklaverei!“ brach eine derartige Begeisterung im Parterre aus, daß die Bühne durch eine Staubwolke verhüllt wurde, — wobei man freilich an die Sauberkeitsverhältnisse des 18. Jahrhunderts denken muß. Auch die Stelle: „In Freiheit leben, ohne König...“ erhielt Beifall, der aber durch den Ruf: „Es lebe der König!“ übertönt wurde. Zwischendurch las jemand Verse auf Voltaire vor, die Schauspieler mußten seine Hüfte auf die Bühne bringen lassen, wo sie mit Lorbeer bekränzt wurde, und alles dies bewirkte, daß die Vorstellung erst um 10 Uhr zu Ende war, was von den Zeitungen als außergewöhnlich hervorgehoben wurde.

Inzwischen war „Charles IX.“ vom Spielplan der Comédie française verschwunden. Die Schauspieler gaben als Grund einen Befehl des Hofes an. Es kam aber hinzu, daß unter den Mitgliedern dieser Bühne eine Spaltung ent-

stunden war. Bisher galt bei den Theatern, die eine strenge und übrigens ziemlich demokratische Organisation hatten, das Recht der Anciennetät. Talma, als Führer der Jungen, verlangte dessen Abschaffung, und damals schlug er politisch sich zu den radikalen Jakobinern, während seine Kollegen es vorzogen, einstweilen gemäßigt zu bleiben, da sie königlich waren. Nun fand aber, zur Feier des Jahrestages des Bastillesturmes, am 14. Juli 1790 das Föderationsfest statt, und die Abgesandten aus der Provinz wollten nicht heimkehren, ohne „Charles IX.“ gesehen zu haben. Die Schauspieler sagten zu für den Fall, daß dieses Stück vom Publikum verlangt werden würde. Als man sie später mahnte, suchten sich die königlichen Schauspieler zu drücken, indem sie erwiderten, sie seien bloß verpflichtet, solche Stücke zu spielen, die von der Liebe der Könige zu ihren Völkern und der Liebe der Völker zu ihren Königen erfüllt wären. Die Föderierten aus der Provinz ließen aber nicht locker. Am 22. Juli 1790 füllten sie das Theater. Die Behörde hatte vorsorglich eine Menge Nationalgardisten in den Zuschauerraum geschickt, die jeden, der zum Reden aufstehen würde, zum Eigenbleiben zwingen sollten. Entgegen der Sitte, daß aus Respekt vor der königlichen Loge jeder seinen Hut abnahm, behielten einige Zuschauer den ihrigen auf dem Kopfe. Er wurde ihnen heruntergerissen, und einer dieser Demonstranten wurde zur Wache geführt, aber wieder entlassen. Ein anderer stieg auf seinen Sitz, um die Schauspieler wegen „Charles IX.“ zu interpellieren. Als man ihn zum Niedersitzen zwingen wollte, erhob sich das ganze Parterre und verlangte das Stück Chéniers. Der Regisseur erwiderte, zwei Darsteller seien krank, aber Talma trat aus der Kulisse und sagte: „Meine Herren, Madame Vestris ist allerdings unpäßlich, aber ich glaube, sie wird spielen, um einen Beweis ihres patriotischen Eifers zu geben. Und die Rolle unseres St. Priz kann gelesen werden.“ Großer Beifall, das Stück ward angefügt, aber Talma auf Antrag des Direktors Fleury aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Nun nahmen sich die Jakobiner der Sache aus prinzipiellen Gründen an. Desmoulins kritisierte die Comédie française in seinem Blatte aufs schärfste wegen dieser Dinge, und der Schauspieler Dessessarts forderte ihn. Desmoulins lehnte ab und schrieb, er würde den Mimen gern verprügelt haben, aber er sei so dick, daß es mehr als eines ganzen Tages bedürfen würde, ihn ganz durchzuprügeln. Unterdessen wiederholten sich die Demonstrationen im Parterre immer wieder, und am 16. September erscholl der Ruf nach Talma so anhaltend, daß Fleury vortrat, um sich zu verteidigen. Da eilte der Schauspieler Dugazon auf die Bühne, der zu Talma hielt, und rief: „Meine Herren, die Gesellschaft will mit mir ebenso verfahren wie mit Herrn Talma. Ich klage das ganze königliche Schauspiel an; es ist nicht wahr, daß Herr Talma die Gesellschaft verraten und die öffentliche Sicherheit gefährdet hat; sein ganzes Verbrechen besteht in der Behauptung, „Charles IX.“ könne sehr wohl gespielt werden.“ Es entstand ein riesiger Tumult, man wollte die Bühne stürmen, da erschien Bailly, der reaktionäre Bürgermeister, und ließ die Ruhe mit Waffengewalt wiederherstellen. Anderen Tages duellierten sich Fleury und Dugazon, der eine Wunde davontrug. Aber Bailly und der Gemeinderat verlangten nun die Wiederaufnahme Talmas. Am 23. September erhob sich ein gewisser Duchozal während der Pause und erkundigte sich, wann man dem Befehl des Gemeinderats Folge geben werde. Die Reaktionsäre verprügelten ihn, wie er selbst in der revolutionären Presse mitteilte mit den Worten, der bis dahin unbesleckten Keuschheit seines Rückens sei an diesem Abend mit Stockprügeln Gewalt angetan worden.

Das Maß war aber voll. Die jakobinische Presse, voran Brud'homme, Marat und Desmoulins, verlangte, man solle diese Schauspieler außer dem Gesetz erklären. Am 27. ließ der Gemeinderat unter dem Drucke der öffentlichen Meinung das Theater schließen, und anderen Tages nahmen die Mitglieder Herrn Talma wieder auf. Es entstand nun eine längere Preßpolemik, in der Talma schlecht abschritt. Man suchte ihm nachzuweisen, daß er am Tage nach dem Bastillesturm, als es hieß, die Feinde näherten sich der Hauptstadt, nicht mit seiner Kompagnie der Nationalgarde ausgezogen sei. Vielmehr habe er aus dem dritten Stockwerke zugehört und auf die Frage des Hauptmanns,

Morgen.

Wach auf, mein Herz, und schüttele ab die trübe, nächtliche Last, die Finsternis gebat.
Kühl noch durchschauert's dich . . . du suchst
als ob die Nacht mit Krallen in dir grübe. [Es war,
Als häufe sich auf dich der Menschheit Ach
und totes Glüd, das seufzend elst versunken;
als sei die Sonne tief im Meer ertrunken
und werde nie mehr wach.

Wirf's ab, wirf's ab. Ein erstes Dämmern graut,
und schon zerfließen Träume und Gespenster.
Was narrete dich? Der junge Morgen schaut
mit hellen Augen heller in dein Fenster.
Es blüht sein Schwert, und leuchtend flammt sein Rot
empor aus leibbewegten grauen Wogen.
Es kommt der Tag! Der Tag, er kommt gezogen
und lächelt: tot?

Und lächelt: Staubtorn! kreist um dich die Erde,
die ruhslos sich in ihren Bahnen schwingt,
die, heut beglückt vom zauberischen Werdel
das trübe Lied vom Sterben morgen singt?
Wein Blüht durchglühtet weckend die Keonen
und junge Keime sprützen zart und froh —
So trieb ich es schon an die Jahrbillionen
und treib' es weiter so.

Treib's weiter so und kämpfe mit der Nacht,
da dunkle Stunden dunkle Träume weben;
und ward ich Sieger wieder in der Schlacht,
hebt aus dem Lode jauchzend sich das Leben.
Wo Anfang, Ende? Such' mit heißem Sinn,
wann ich geboren und wann ich vollende: —
Ein jeder Tag ist Anfang, ist Beginn,
ein jeder Tag ist Ende.

Wach' auf, mein Herz, und schüttele ab die dunkeln,
quälenden Träume, die die Nacht gebat.
Du sahst die Sonne nicht — und doch: sie war!
D, sieh sie nun auf allen Dächern funkeln!
Schau Sieger Tag in goldburchwirkter Helle
auf ährenschweren, bunten Fluren stehn.
Wach auf, mein Herz! Auch über unsre Schwelle
will er nun gehn.

Ernst Preczang.

was er da mache, geantwortet, er wolle vom Fenster aus schießen.

Zu dieser Zeit kam es in Nancy zur Meuterei von drei Regimentern, die von ihren extrem royalistischen Offizieren um den Sold betrogen wurden. General Bouillé warf den Aufstand nieder, und seine Leute massakrierten an die 3000 Soldaten, Bürger, Frauen und Kinder. Die demokratische Presse und die Vorstädte von Paris nahmen leidenschaftlich Stellung gegen Bouillé, aber die Theater — und das gibt einen lebhaften Begriff von den damaligen Machtverhältnissen der Klassen — spielten zahlreiche Stücke, die das Publikum bejubelte und in denen die „Meuterer“ als Bluthunde geschildert, Bouillé und seine Leute dagegen als ruhmreiche Helden gefeiert wurden.

Collot d'Herbois, inzwischen eifriger Redner im Jakobinerklub, brachte den „Prozeß des Sokrates“ auf die Bühne und wurde von einem

Zuschauer, der den Dichter beleidigte, zum Faustkampfe gefordert. Der Sokrates war niemand anders als der Vetter des Königs, der vorsichtige Herzog von Orleans, der die Revolution als Philippe Egalité mitmachte, aber doch auf Schafott kam, und der Herausforderer war ein fürstlicher Stallknecht, der durch die Emigration seine Stellung verloren hatte und dadurch wie so viele seiner Standesgenossen zum Parteigänger der Konterrevolution geworden war.

Der Anfang des Jahres 1791 brachte die „Errungene Freiheit“, eine Verherrlichung des Bastillesturms, die einen riesigen Erfolg hatte und auch zu einer öffentlichen Versöhnung der Mitglieder der Comédie française führte. Nun stützten aber die Feindseligkeiten der Bühnen untereinander ein. Die königlichen Institute hatten immer noch Vorrechte, die den anderen Theatern das Leben schwer machten. Das Théâtre des Italiens durfte z. B. keine Tragödien spielen. Der Begriff der Nachttragödie war dahin fixiert, daß niemand Mord oder Selbstmord begehen durfte, bloß Verwundungen und Ohnmachten waren zulässig. Das Théâtre de Monsieur durfte nur italienische Uebersetzungen bringen; es half sich freilich, indem es Originale für Uebersetzungen ausgab. Das Audinot- und das Nicolet-Theater durften keine Couplets singen lassen; sie ließen den Text zur Violine sprechen. Im Beaujolais-Theater agierte ein Schauspieler stumm auf der Bühne, und ein anderer sang hinter der Szene die Worte der Rolle.

Uebrigens hatte die Comédie française schon Ende 1789 den Namen Nationaltheater angenommen, ihre Mitglieder nannten sich aber nach wie vor „Schauspieler des Königs“. Diese Vorsicht trug ihnen einen Spottvers ein, der in der Uebersetzung etwa folgendermaßen lautet:

Die Leute von der Comédie française sind geschick,
„Nationaltheater“ nennen sie sich heut,
Wie es guter Bürger Pflicht,
Denn nur dieser Name verpricht
Ihnen künftig gefüllte Kassen.
Über das „Schauspieler des Königs“ vergessen sie
nicht,

— Um die Pension nicht fahren zu lassen.

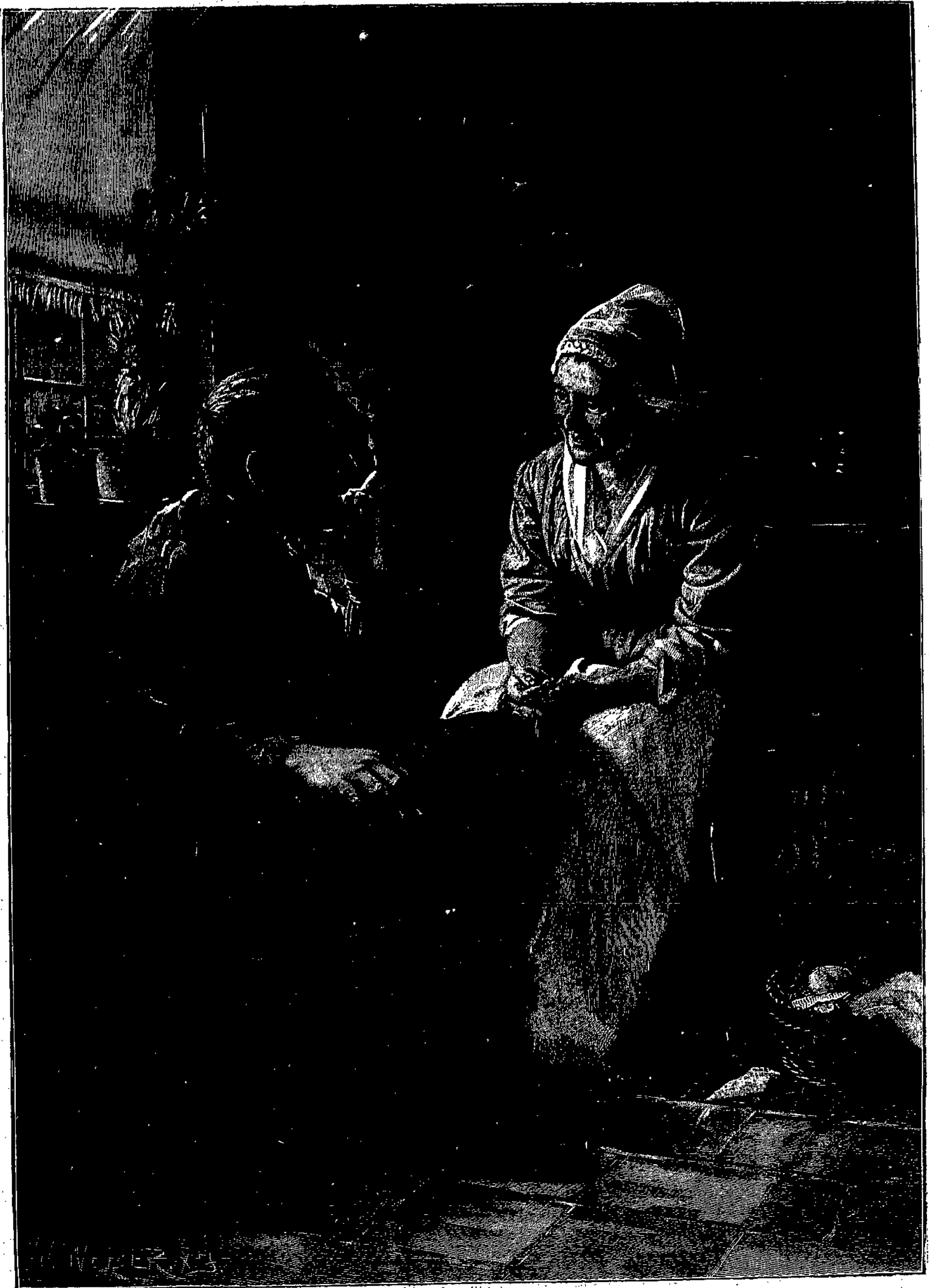
Der Kampf um „Charles IX.“ kostete dem „Nationaltheater“ dennoch viele Sympathien, und mehrere seiner weiblichen Mitglieder entgingen nur eben der „bürgerlichen Züchtigung“, die in einer durch keinerlei Kleidung behinderten Tracht Prügel bestand und besonders von der royalistischen Jugend später mit einer gewissen Virtuosität vollzogen zu werden pflegte. Zu Anfang des Jahres 1791 richteten sämtliche Schauspieler, außer denen des Nationaltheaters, eine Petition an die Nationalversammlung und forderten ein Theatergesetz. Der Berichterstatter der Nationalversammlung betonte zum ersten Male die politisch-soziale Wichtigkeit des Theaters: „Die Theater müssen die Sitten läutern und den Bürgersinn wecken, eine Schule des Patriotismus, der Tugend und all der erhebenden Gefühle sein, welche das Band und den Reiz der Familie bilden.“ Der Berichterstatter beantragte die Gewerfreiheit der Theater. Nun kam wieder Maury, der Führer der Royalisten. Er wies auf die Gefahren der Theaterfreiheit hin und meinte, wenn der Antrag durchginge, würde man bald die Verfassung als komische Oper aufführen. Ihm erwiderten Mirabeau und Robespierre. Die Versammlung beschloß, daß in Zukunft jeder Bürger ohne Formalität nach bloßer Anzeige beim Gemeinderat ein Theater eröffnen dürfe. Zugleich wurde bestimmt, daß dramatische Werke erst fünf Jahre nach dem Tode ihres Verfassers frei werden sollten und dann überall gespielt werden dürften.

Diese Maßregeln — fast ebenso denkwürdig in der Geschichte des Schauspielersstandes wie

jene Verleihung der Bürgerrechte — hatten natürlich auch ihre üblen Folgen. Daß, wie Loubin erzählt, 1792 alle zwanzig Theater „Charles IX.“, „Brutus“ und „Cäsars Tod“ spielten, wäre freilich ein positiver Erfolg zu nennen. Doch kamen auch Versuche vor, die Bühne zu

auszuschweifenden Szenen zu mißbrauchen, Versuche, die übrigens regelmäßig sofort vom Gemeinderat unterdrückt wurden. Dester geschah es, daß die Zuschauer ohne Gage mitspielten. Die liberal-demokratische Richtung des Bürgertums, die sich später zur girondistischen

Partei veränderte, gewann mehr und mehr an Einfluß, und da hinter ihr die wohlhabende und mittlere Geschäftswelt stand, spiegelte sich diese Verschiebung auch im Spielplan der Theater. An die Stelle der Könige traten die Größen der Bourgeoisie. Mirabeau, Voltaire, Rousseau,



Zukunftspläne. Nach dem Gemälde von Otto Kirberg.

Franklin wurden dramatisiert, freilich in sehr schlechten Stücken. Andererseits begann auf der Bühne der Kampf gegen den Klerus, denn Merikale und Royalisten strebten immer unerbittlicher zur Konterrevolution und zum Landesverrat. Der Papst wurde häufig auf die Bühne gebracht, und Fleury konnte mit Recht sagen: „Nicht mehr die Priester, sondern die Schauspieler leben vom Altar.“ Auch waren die Klöster schon in der Auflösung begriffen, und manche ihrer Insassen gingen selbst zur Bühne.

Zum März 1791 gründeten Talma und seine Anhänger das Théâtre français als Konkurrenzunternehmen gegen das Nationaltheater, mit dessen übrigen Mitgliedern sie sich wieder überworfen hatten. Am 11. Juli wurde Voltaires Mähe feierlich ins Pantheon übergeführt, wobei die Schauspieler und Künstler in Römertracht mitwirkten. Ihnen folgten die Schriftsteller, deren Banner die bescheidene Inschrift trug: „Voltaires Familie“. Vor der Oper und dem Nationaltheater fanden feierliche Akte statt, die nur, gleich dem ganzen Zuge, durch zwei Individuen gestört wurden. Es waren Mitglieder des Théâtres des Italiens, die, neben dem Zuge hergehend, den Bürgermeister Bailly beständig grüßten und dadurch nötigten, den Gut in der Hand zu behalten.

Eines Tages betrat der Direktor Bourfault an der Spitze seiner Schauspieler den Sitzungssaal der Nationalversammlung und schwur, künftig nur patriotische, d. h. revolutionäre Stücke spielen zu wollen. Und er hielt Wort. Bourfault hatte in der Rue St. Martin ein Theater gegründet, und hier zuerst ward Robespierre auf die Bühne gebracht, in einem Stück von Monsin, das sich scharf gegen Ludwig XVI. wandte. Inzwischen hatte nämlich der König seinen Fluchtversuch nach Varennes unternommen. Die kurze Reaktionsperiode mit dem Gemetzel auf dem Marsfelde und der Annahme der Verfassung durch den König führte dann noch einmal den royalistischen Spielplan der Theater herauf. Die Demokraten warfen den gesamten Schauspielern Mangel an Bürgersinn, Revolutionsfeindlichkeit und Frechheit vor; die Schauspieler affektierten eine Aristokratie, die man selbst einem Fürsten kaum verzeihen würde.

In der „Italienischen Oper“ sang man kriecherische Einlagen, als der König erschien. Das Publikum protestierte zum Teil und zwang das Orchester, das „Ca ira“ zu spielen. Unbestritten war der Erfolg des Königs in der „Oper“. Im übrigen aber ließen sich die Schauspieler durch keinerlei Grundzüge leiten und richteten sich, abgesehen von Bourfault, ausschließlich nach den Stassenrapporten, indem sie bald jakobinische, bald konterrevolutionäre Stücke brachten, die natürlich durch das gemischte Publikum und die Skandalzener großen Erfolg erzielten. Heute wurde eine Stelle von den Royalisten ausgepfiffen, die morgen von den Jakobinern bejubelt und mitgesungen wurde, wie etwa die Strophe gegen die Emigranten:

Wozu die Helben dort am Rhein
Sich wohl versammeln und formieren?
Sie werden lange „unbesiegbar“ sein,
Wenn sie nicht gegen uns marschieren!

Ueberhaupt trieb die wachsende Gefahr vom Ausland her auch die Gegensätze im Innern auf die Spitze. Nichts ist moralisch vernichtender für die aristokratisch-konterrevolutionäre Partei als folgender Vorfall. Man spielte im Januar 1792 im Nationaltheater die „Didon“, und der an sich harmlose halbe Vers: „Wenn das Ausland siegt . . .“ rief den stürmischsten Beifall der französischen Aristokratie wach! Aber im ganzen begannen auch die Autoren radikal zu werden. In den meisten Theatern mußte das Orchester in den Zwischenakten das „Ca ira“ spielen, das Parterre sang mit. Auch bei mißliebigen Stücken verlangte das Publikum gelegentlich, die Schauspieler unterbrechend, sein Kampflied. In der „Italienischen Oper“ wandte sich eine Sängerin bei den Worten: „Ich liebe meine Herrin zärtlich, o, wie lieb' ich meine Herrin!“ mit aufdringlicher Kriecherei an die anwesende Königin. Es war die Zeit der tödlichsten Umtriebe des Hofes mit dem Ausland, die Langmut des Volkes ging zur Neige, die teuer erkaufte Freiheit war aufs fürchterlichste bedroht. Die byzantinische Demonstration der Sängerin rief unter den Jakobinern eine fürchterliche Wut hervor, sie wurden zwar von den „Friedensstiftern“, einer Schar geheimer Hofagenten, und den Royalisten überwältigt, aber die Arbeitervorstadt St. Antoine, der treue Hort des Jakobi-

nismus, begann zu marschieren, und die Königin Marie Antoinette hatte zum letzten Male ein Theater besucht.

Einige Tage später, am 24. Februar 1792, kam es im neuen Boulevard-Theater, wo sich die Konterrevolution besonders breit machte, zu einer Demonstration. Bei Gelegenheit eines reaktionären Stückes, als die Insassen der Logen riefen: „Schlagt die Jakobiner tot!“, wurde zum Protest im Parterre eine rote Mütze auf einer Pike emporgehalten. Die rote Mütze war bis dahin ein Attribut der Wanderbühnen gewesen und soll an diesem Tage zum ersten Male als politisches Sinnbild aufgetaucht sein. Die Jakobiner wurden übrigens wieder verprügelt und einer von ihnen sogar getötet. Inzwischen hatte sich das Volk um das Theater gesammelt, das alle Herankommenden zwang, „Es lebe die Nation!“ zu rufen. Eine bescheidene Strafe, bei der es aber nicht sein Bewenden hatte. In der Nationalversammlung — mittlerweile war die gesetzgebende an die Stelle der konstituierenden getreten — beschwerte man sich anderen Tages über die Undankbarkeit der Schauspieler gegen die Nation; sie ließen sich ihr Repertoire vom Hofe machen. „Es scheint, die Schauspieler können sich der Erniedrigung nicht entziehen, in die sie versunken sind, und haben nicht die Fähigkeit, die menschliche Würde zu empfinden.“ Am Abend zwang das Parterre die Schauspieler, das Stück vom Tage vorher unter dem Gesang des „Ca ira“ zu verbrennen.

Noch vor Ablauf des Jahres 1791 war der Verräter Bouille entlarvt und verurteilt worden. Man rehabilitierte nun seine Opfer in Mainz, und Bourfault spielte ein Stück zu ihrer Verherrlichung. Am 15. April feierte man in Paris sogar ein Fest zu Ehren jener Unglücklichen, gegen das André Chénier, der bekannte Bruder des Dramatikers, geschmacklos genug war zu protestieren. Das trug nicht wenig dazu bei, ihn bald aufs Schafott zu bringen.

Der Gemeinderat erlaubte den Theatern, in der stillen Woche zu spielen, eine Maßregel, die sehr im Interesse der Schauspieler lag. Auch war der Nation jetzt mit theatralischer Begeisterung mehr gedient als mit Buketten und Messelosen.

(Schluß folgt.)

Lehrjahre.

Eine Jugendgeschichte von K. Wermuth.

(Fortsetzung.)

Herbert Frommhold meinte, daß er mit dem Lehrherrn gut bekannt und es daher außer Zweifel sei, daß derselbe Hellsmut nehmen würde, indessen könne er sich immer noch nicht zu einem solchen Schritt entschließen. Hellsmuts Antlitz hatte vor Freude gestrahlt, als er seinen Cousin so hatte reden hören. Am meisten war ihm aufgefallen, daß derselbe nach mehreren Jahren noch eine ungeschwächte Freude über seinen Lehrberuf zum Ausdruck brachte. So hätte er schon nach wenigen Wochen, von dem Bäckerberuf nicht reden können. Er wollte daher lieber gefragt werden, ob er geneigt sei, Glacégerber zu werden. Andreas hatte inzwischen die Augen auf Hellsmut gewendet und betonte, daß dieser schon Lust haben würde. Das habe er schon früher gewollt, noch ehe er mit dem Wunsche, Tischler oder Bäcker zu werden, hervortrat, hatte die Mutter dazwischen gerufen, was Andreas wiederum zu der Bemerkung veranlaßte, daß er, wenn man dem Wunsche stattgegeben hätte, wenigstens schon diese jetzt verlorene Zeit hinter sich hätte. Herbert Frommhold hatte endlich gemeint, daß es ihm gleich sei, was der Junge werde, die Hauptsache sei, daß er später einmal sein Fortkommen habe. . . .

Andreas war wieder gegangen, indessen die Frommholds mit dem Jungen über den Vorschlag berieten. Herbert Frommhold war schließlich zu der Meinung gekommen, daß alle Bedenken, die er für die Lehre bei Ulrichs gehabt hätte, hier völlig ausfielen. Obwohl ihm auch dieses Handwerk nicht gerade zusagte, erhielt es doch die Gesundheit des Hellsmut, so daß sich dieselbe, selbst wenn er später einmal nicht mehr Lust zeigen sollte, diesem Erwerb nachzugehen, sich mit gesunden Gliedern auf andere Weise sein Brot verdienen konnte. Seine Frau hatte sich abwartend verhalten, sie wollte nicht zureden, um sich später einmal keinem Vorwurf aussetzen; doch schien ihr diese Berufswahl gleichfalls nicht gerade die schlechteste zu sein. Es schien, als ob sich Herbert immer mehr selbst überzeugte, daß es am besten sei, Hellsmut entscheiden zu lassen. Auf die Frage des Vaters, ob er Neigung zeige, Glacégerber zu werden, antwortete Hellsmut bejahend. So wollte es denn Herbert versuchen, seinen Sohn bei dem Lehrherrn des Andreas anzubringen. Er werde sich, so hatte er betont, bereits am Mittag zum Fabrikanten begeben, um über das Nähere mit ihm zu sprechen. Hellsmut hatte hierauf aufge-

atmet. Auf diese Weise sei es vielleicht möglich, daß er am anderen Tage wieder das elterliche Haus verlassen könne. Somit wäre er dem Gespött seiner Geschwister entriekt.

Kurz nach Mittag war Herbert Frommhold in die Glacélederfabrik gegangen, um dem Besitzer des Unternehmens, einem Herrn namens Waldow, sein Anliegen vorzutragen.

Dieser, ein untersechter, in den fünfziger Jahren stehender, aus dem Orte gebürtiger Herr, war gerade beim Mittagstisch und nötigte Herbert Frommhold, hereinzutreten. Obwohl Herbert einige Jahre älter war als Waldow, kannten sie sich doch von Jugend an. Und da Herbert Frommhold auch bei Waldow sich einer gewissen Achtung erfreute, ging letzterer auf den ihm gemachten Vorschlag ein, den Knaben in die Lehre zu nehmen. Es sei jedoch fraglich, hatte Waldow gemeint, ob sie sich über die Bedingungen verständigen würden, die er an die Uebernahme des Knaben in die Lehre knüpfte.

Er verlange, daß eine vierjährige Lehrzeit festgesetzt werde und daß der Knabe, sobald dies erforderlich sei, auch Sonntags zur Verfügung stehe. Die Lehrzeit erschien Herbert Frommhold etwas sehr lang; er hatte entgegen-

daß so ein Junge in zwei Jahren das Handwerk begriffen habe, und daß es doch etwas sehr viel sei, wenn er dann noch weitere zwei Jahre unentgeltlich die Tätigkeit eines Gesellen verrichten müsse. Er habe geglaubt, daß die Lehrzeit höchstens 3½ Jahre dauern würde und daß der Junge, um die Aufwendungen an Kleidung selbst bestreiten zu können, neben dem Essen, das er ja am Tische des Lehrherrn bekäme, noch wöchentlich ein kleines Taschengeld erhalte.

Waldow hatte schließlich diesem Vorschlage seine Zustimmung gegeben, aber nur, weil Herbert sein Jugendfreund und der Knabe aus ordentlicher Familie sei. Er müsse vor allen Dingen einen ehrlichen Jungen haben, dem man gegebenenfalls auch einmal größere Geldsummen anvertrauen könne. So war man denn darüber einig geworden, daß Sellmut am nächsten Tage unter den abgemachten Bedingungen die Lehre antreten sollte.

Herbert Frommhold hatte sofort nach seiner Heimkehr dem Sellmut sowohl wie auch seiner Frau von dem Ergebnis seiner Unterredung mit Waldow Mitteilung gemacht. Sellmut war vor Freude in die Höhe gesprungen und hatte seinem Vater das Versprechen gegeben, die Erwartungen, die man nunmehr in ihn setzte, zu erfüllen. Er werde seinen Eltern, obwohl sie in ihm stets das Schreckenskind der Familie erblickt hätten, später einmal Freude bereiten.

Als Sellmut am anderen Morgen den Fabrikhof betrat, fand er große Wagenladungen roher Schaffelle vor, die der Entladung harhten. Es waren Rohprodukte aus den verschiedensten Ländern, die von den Engroszhändlern aufgekauft und dann wieder an die Lederfabrikanten verkauft wurden.

Um sieben Uhr hatte sich Sellmut bei Waldow gemeldet, der ihm sofort mitgeteilt hatte, daß er ihm am Vormittag behilflich sein könne. Ein Teil der abgeladenen Felle wurde sofort nach dem in der Nähe der Fabrik befindlichen Fluß geschafft, wo das Leder eingeweicht werden sollte.

Allmählich bekam Sellmut in die Fabrikation Einblicke. In noch größeren Fabriken anderer Städte hatten in diesem Industriezweig auch bereits Maschinen Anwendung gefunden. Bei dieser maschinellen Produktion war indessen den Fabrikanten bereits riesenhafter Schaden erwachsen. Außerdem stellte sich oft heraus, daß das durch die menschliche Hand bearbeitete Leder weit besser ausfiel und daher mehr gesucht wurde.

So hatte denn hier die Maschine noch nicht wie in anderen Industriezweigen den Menschen zum Sklaven gemacht. Die in der Glaclederbearbeitung beschäftigten Arbeiter wußten jedoch, daß, wenn die noch vorhandenen Mängel der bestehenden Technik behoben waren, sich ihre verhältnismäßig günstigen Arbeitsbedingungen mit einem Schlage verschlechtern würden. Diesen bisherigen Zustand hatten sie bei jedem Lohnkampfe ihre raschen Erfolge zu verdanken. In der Regel wurde ein solcher eingeleitet, wenn sich viele Felle im Mescher befanden, die, wenn sie noch länger darin verblieben, verdorben wären. Dabei standen für den Unternehmer gewaltige Summen auf dem Spiele. So war denn für die Lederarbeiter eine gute Organisation nach dem derzeitigen Stand der Dinge eine unüberwindliche Macht.

Bei Waldow war jeder Arbeiter organisiert. Auch Andreas hatten die Gesellen bereits darauf aufmerksam gemacht, daß er dem Verband beitreten könne. Man stand unmittelbar vor einem Lohnkampfe, und es war den Gesellen keineswegs gleichgültig, wenn der am Ende seiner Lehrzeit stehende Andreas weiterarbeiten würde. Dieser dringenden Aufforderung hatte es jedoch bei Andreas nicht mehr bedurft, er sympathisierte mit den Gesellen, und einige unter ihnen

hatten den Jüngling bereits zum solidarischen Handeln reif gemacht. Er freute sich geradezu darauf, bei Ausbruch eines Streiks die Arbeit mit niederlegen, sein Mäntel schnüren und in die Fremde gehen zu können. Wußte er doch, daß er schon lange die Arbeit eines Gesellen verrichtete. Wenn er nun wo anders hinkäme und nachweisen könne, daß er, ein noch nicht ganz Ausgelernter, aus Solidarität die Arbeit niedergelegt habe, würde er sicher im Kreise seiner Kollegen gute Aufnahme finden.

Sellmut war bereits drei Wochen in der Lehre, als eines Montags sein Geselle in der Fabrik erschien. Es fiel ihm besonders auf, daß Andreas fehlte. Sein Lehrherr wie auch der in der Fabrik verbliebene Werkführer Langhoff hatten ihm nichts von dem Grunde des merkwürdigen Vorganges mitgeteilt. Gegen zehn Uhr vormittags sah Sellmut den Vater von Andreas in die Wohnung des Lehrherrn gehen. Kurz darauf vernahm er, daß sich beide in erregter Weise unterhielten. Der Vater des Andreas hatte das Arbeitsbuch seines Sohnes abholen wollen, dessen Herausgabe ihm Herr Waldow jedoch verweigerte. Da ein Kontrakt nicht gemacht war, hatte sich Andreas' Vater an die Polizei gewandt, die nun das Buch abgeholt und Andreas ausgehändigt hatte. Erst am Mittag erfuhr Sellmut durch das bei seinem Lehrherrn bedienstete Mädchen, daß die Werbergergesellen streikten und daß sich auch Andreas ihnen angeschlossen hätte. Er würde nicht mehr wiederkommen, da er vor einigen Tagen bereits zu ihr geäußert habe, daß er nicht mehr lange am Tische des Lehrherrn esse. Der Herr sei außer sich über den Streik des Andreas; er habe stets so viel auf ihn gehalten und es ärgere ihn, nun so enttäuscht worden zu sein. Im übrigen habe der Lehrherr bereits zu seiner Gattin geäußert, daß er die Lohnforderung der Gesellen bewilligen müsse, weil die Felle im Mescher reif seien und daher keinen Aufschub vertrügen. Er habe den Gesellen jedoch Rache geschworen, sobald sich für ihn eine günstige Gelegenheit böte, würde er erst einen Teil der Leute entlassen und den am Orte ansässigen verheirateten Gesellen alsdann den Lohn kürzen.

Nachmittags hatte sich eine von den Streikenden gewählte Kommission eingefunden, die mit Herrn Waldow über die geforderte Lohn-erhöhung verhandeln wollte. Gleich bei Eintritt derselben hatte der Fabrikant heftig zu rasonieren angefangen, daß man sich gerade immer den Zeitpunkt zur Stellung von Forderungen aussuche, der für die Gesellen der günstigste sei. Wie man auch über die Forderung an sich denken möge, so sei eine solche Art, den Arbeitgeber in Verlegenheit zu bringen, ein geradezu verwerfliches Beginnen.

Die Vertreter der Streikenden hatten Herrn Waldow vorgehalten, daß er noch nie so kulant gewesen sei, ihnen den Lohn aus eigenem Antriebe zu erhöhen, er habe im Gegenteil, namentlich in schlechten Konjunkturen, die Neigung gezeigt, die Akkordpreise und Wochenlöhne zu drücken. Ueberdies sei es eines jeden Arbeiters heiligste Pflicht, sein einziges Gut, seine Arbeitskraft, so teuer wie möglich zu verkaufen. Auch er suche für seine Ware hohe Preise zu erzielen. Während sein Bestreben, die Waren teuer zu verschleifen, eine Vergrößerung seines Vermögens, seines Reichthums in sich schließe, laufe die Forderung des Arbeiters auf Erhöhung seines Lohnes nur darauf hinaus, in bescheidenem Maße teilzunehmen am kulturellen Dasein. Der Arbeiter, der sich mit einer elenden Entlohnung begnügt, seine Kollegen im Kampfe um eine höhere Bezahlung der Arbeitskraft nicht unterstütze, begehe ein Verbrechen an seiner Familie, an sich selbst und einen Verrat an seiner Klasse. Herr Waldow hatte sich gefangen geben müssen, mit solchen Argumenten waren frühere

Lohnforderungen von den Gesellen noch nie belegt worden. Es schien ihm fast, als habe er es mit einem ganz anderen Menschenmaterial zu tun. Er hatte im Augenblick keine Worte zur Verfügung, um die Gründe der Forderungen zu widerlegen. Man möge nur dafür sorgen, daß am anderen Tage die Arbeit wieder in vollem Umfange aufgenommen werde, die Lohnforderung sei bewilligt. Was ihn jedoch besonders empöre an diesem plötzlichen Streik, sei, daß man Andreas mit verführt habe, noch dazu, daß dieser mit seiner Lehrzeit nicht zu Ende sei. Doch auch darauf hatte die Kommission Herrn Waldow dienen können. Andreas sei ein aufgeweckter Bursche, einer von jenen Menschen, in denen sich schon früh der Trieb, Solidarität zu üben, zeige. Im Glend aufgewachsen, sei es nur zu erklärlich, wenn sein Herz für die Sache der Arbeiterschaft früh schon mit Begeisterung erfüllt sei. Es genüge, wenn ein so junger Mensch Ohrenzeuge besonderer in der Werkstatt gepflegter Unterhaltungen sei und diese in sich aufnehmen. Einen solchen Jungen habe man nicht nötig zu verführen, er sei reif zum Handeln.

Diese Erklärungen schienen bei Herrn Waldow ein besonderes Interesse erweckt zu haben. Unwillkürlich hatte sich ihm der Gedanke aufgedrängt, daß er demnach völlig außer Stande sei, einen solchen Jungen auf seiner Seite zu behalten. Besteres wäre möglich, wenn er entweder jede Unterhaltung in der Fabrik verbieten oder aber den Lehrling von den Gesellen trennen würde. Doch einem Verbot des Sprechens hätten sich die Gesellen entschieden widersetzt, und den Lehrling in einem besonderen Räume arbeiten zu lassen, ging nicht an, weil dann derselbe für ihn schon wegen der eigenartigen Arbeitsmethode in diesem Produktionszweige zu einem unfruchtlichen Objekt herabgesunken wäre. So stand er also machtlos da — resigniert konnte er nur noch einmal erklären, daß die Differenzen zwischen ihm und den Gesellen beigelegt seien.

Am anderen Morgen waren wieder alle zur Arbeit erschienen, nur Andreas fehlte; der hatte seinen Heimatsort bereits verlassen, um als Geselle auf Wanderschaft zu gehen. Nach einigen Tagen kam bereits die Nachricht, daß er Arbeit bekommen habe. Diese Meldung hatte die Gesellen mit einer gewissen Befriedigung erfüllt. Sie hatten von Andreas als von einem wackeren Menschen gesprochen.

Sellmut, dessen Arbeitszeug neben dem des Werkführers Langhoff aufgestellt war, hatte dieses Urteil über seinen Cousin vernommen und es wunderte ihn, wie man so von Achtung über denselben erfüllt sein konnte. Obwohl ihm die geräuschlose Tätigkeit ermöglicht hätte, der Unterhaltung weiter zuzuhören, mußte er aufpassen, daß er keinen Schaden am Leder anrichtete. Langhoff hatte ihm bereits einige Leder gezeigt, deren Nerben erheblich beschädigt waren; wenn es so weiter ginge, hatte derselbe gesagt, würde er dem Meister großen Schaden anrichten.

Die Eltern Sellmuts waren namentlich in der kalten Jahreszeit um den Jungen sehr besorgt, damit er sich nicht bei der im Freien ausübenden Arbeit ein schweres Leiden zuziehe. Sellmut suchte im allgemeinen die Unannehmlichkeiten, die der Glaclederberuf an sich hatte, so viel wie möglich zu verbergen. Und hierzu hatte er um so mehr Veranlassung, als sein älterer Bruder, mit dem er nach Feierabend immer in der elterlichen Wohnung zusammentraf, des öfteren an ihn die Frage richtete, ob er noch nicht bald „Geselle“ sei. Das gab zu Sticheleien Anlaß, die damit endeten, daß Sellmut sich in der Regel nicht mehr lange zu Hause aufhielt, sondern, wenn nicht gleich in das Haus seines Lehrherrn zurückkehrte, wo er auch schlief, im Ort spazieren ging. (Schluß folgt.)

Die sozialen Umwälzungen, welche das Industriesystem in allen von ihm beherrschten Ländern verursachte, waren auch auf das geistige Leben der Volksmassen von größtem Einfluß. Aus dem berufsfreudigen Handwerker der alten Zeit und dem Landbewohner, der die alte Abhängigkeit gegen eine neue eintauschte, wurde der moderne Industriearbeiter, der der Maschine zunächst verständnislos gegenüberstand, ein willenloses Werkzeug des ihn beherrschenden Arbeitsprozesses. Die Vorbildung, die er aus den alten Verhältnissen mitbrachte, konnte für die neuen, komplizierten Arbeiten nicht ausreichen, sie konnte ihm über die Einseitigkeit der Tagesarbeit nicht hinweghelfen, noch ihn befähigen, seine eigene Stellung in den neuen Wirtschaftsformen recht zu begreifen. So entstand notwendig ein doppeltes geistiges Streben: Einmal das Verlangen, die freie Zeit um so wertvoller auszufüllen, je weniger die Berufstätigkeit innerlich befriedigte, dann der Wunsch, durch bessere allgemeine Bildung im Betrieb zu höheren Stufen aufzusteigen, zum qualifizierten Arbeiter zu werden. Damit entstand das bisher unbekannte Problem der Massenbildung Erwachsener. Zugleich mit dem Bedürfnis aber zeigten sich die Mittel seiner Befriedigung.

Entsprechend dem aus der Masse heraus erwachsenen Trieb sind es mehr oder weniger demokratisch organisierte Institutionen, welche die Frage der Massenbildung zu lösen unternommen haben. Volkshochschulkurse, Freie Hochschulen, Bildungsanschlüsse politischer oder gewerkschaftlicher Gruppen stellten sich in den Dienst der Massenbildung. Die jüngste Erscheinung auf diesem Gebiet in Deutschland stellen die von Studenten ins Leben gerufenen Arbeiter-Unterrichtskurse dar. Weinstadt von englischen und dänischen Vorbildern taten sich vor 11 Jahren Studenten der technischen Hochschule in Charlottenburg, die gesehen hatten, wie ach so viele müde und verbrossen ihre Straße ziehen, daß in unendlicher vielen ein helles Bildungsbedürfnis steckt, wie der Wunsch in ihnen rege ist, dem Einerlei ihrer Maschinenarbeit ein Gegengewicht durch geistige Beschäftigung zu setzen" zusammen und gründeten die „Freien Fortbildungskurse für Arbeiter“. Mit vier Fächern, Rechnen, Algebra, Technologie und Schillers Leben, eröffneten sie April 1901 den Unterricht, an dem sich 54 Arbeiter beteiligten. Schon im folgenden Winter verdoppelte sich die Zahl fast (105) und stieg dann bis 1907 regelmäßig, seitdem beträgt sie im Winter gegen 425, im Sommer aus erklärlichen Gründen nur gegen 250. Das Beispiel Charlottenburgs wirkte anregend auf die übrigen deutschen Universitäten, in einer nach der anderen entstanden die gleichen Organisationen im gleichen Charakter und gleichem Ziele aufstrebend.

Die Gründungen gingen meist von den Freien Studentenschaften aus, indessen haben sich in einzelnen Orten, z. B. Berlin, die Kurse bereits zu selbständigen größeren Vereinen entwickelt.

Heute bestehen in allen Städten, in denen sich Universitäten, technische Handelshochschulen usw. befinden, Arbeiter-Unterrichtskurse, ja neuerdings sind solche auch in einzelnen nicht Hochschulstädten, sei es in den akademischen Ferien, sei es von älteren Akademikern, gegründet worden.

Sie alle sind vereinigt in dem „Verband der Akademischen Arbeiter-Unterrichtskurse Deutschlands“, der den Zusammenschluß aller akademischen Kreise bezweckt, die sich grundsätzlich die Aufgabe gestellt haben unter Wahrung völliger Neutralität in Fragen der Politik, Konfession und Weltanschauung, Elementarunterricht an die erwerbstätige Bevölkerung zu erteilen“. Dieser Satz, der entsprechend in den Statuten aller einzelnen Organisationen wiederkehrt, bildet das Programm dieser jüngsten studentischen Bewegung und verrät zugleich das Geheimnis ihres Erfolges. Konnte doch der Verband Ostern 1911 berichten, daß in dem Halbjahr 1910/11 fast 11000 Hörer von 759 Studenten und Studentinnen in 470 Kursen unterrichtet worden waren.

Um diese Zahlen, die übrigens infolge mangelhafter Statistik nicht ganz vollständig sind, richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß die Organisationen zum Teil noch recht jung sind, daß sie alle Erfolge nur eigener Tätigkeit verdanken und mit mancherlei äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Der Elementarunterricht ist das einzige Gebiet menschlichen Wissens, das nicht von der Parteien Haß und Gunst verwirrt werden kann, wo Fragen der Politik,

Konfession und der Weltanschauung nicht Raum haben. Daß nicht bei Gelegenheit des Unterrichts die Neutralität verletzt wurde, dafür sorgte der Selbstverwaltungstrieb der Organisation. Wissen doch Lehrer wie Hörer, daß jeder Verstoß gegen das Grundprinzip und jeder Beeinflussungsversuch auf der einen oder der anderen Seite das Zusammenarbeiten aufs äußerste erschweren würde.

Für den Studenten aber gibt es kein besseres Betätigungsfeld im Dienste der Volksbildung als dieses. Was beherrscht denn der junge Student besser als die Fächer, die ihm durch seine Schulbildung in Fleisch und Blut übergegangen sind? Deutsch vom Rechtschreiben bis zu Stilübungen, Rechnen von den Grundarten bis zur Algebra, Geographie, Schreiben, Stenographie. Hier und da fehlt eines der Fächer oder ist ein anderes angefügt, wie Chemie, Gesundheitslehre, Buchführung, technische Fächer (so an den technischen Hochschulen), Französisch. 880 etwa von allen Kursen fallen nach dem Bericht auf jene Fächer. Der Rest, gegen 70, verteilt sich auf die übrigen nach lokalen Bedürfnissen eingerichteten Kurse.

Alles das hat für den Arbeiter einen unmittelbar praktischen Wert; er erwirbt sich Kenntnisse bzw. frische alte auf, die ihn wirtschaftlich fördern, die ihm vielleicht ermöglichen, eine Stellung anzunehmen, in der es auf gutes Rechnen oder auf eine saubere Handschrift ankommt. Er kann als Mechaniker algebräisches Können verwerten, vermag vielleicht die Stenographie zu verwerten wenn er einen Posten in seiner Organi-

nämlich ursprünglich weiter nichts als „schlürfend trinken“, ohne jeden Gedanken an ein übermäßiges Quantum. Wörtlich lautet jene Trinkregel, ins Neuhochdeutsche übertragen: „Bläst du saufen, so sauf mit dem Köffel wie ein Wägn, und sauf nicht laut wie ein Kalb, sauf still wie eine Jungfrau.“ Von jenem „sauen“ stammen übrigens (wie der Köffel schon andeutet) unser Wort Suppe und der französische Ausdruck „souper“.

Georg Büchner: Dramatische Werke, Mit Erklärungen herausgegeben von Rudolf Franz (München. Bei G. Birk u. Co. Preis: 1 Mk.). Am 19. Februar 1887, im Alter von 28 Jahren und 4 Monaten starb Georg Büchner in Zürich, wohin er aus Darmstadt, seiner Geburtsheimat, geflohen war, als ihm wegen seines „Hessischen Landboten“ Verhaftung und voraussichtlich langwierige Kerkerhaft drohte. Genau zwei Jahre zuvor hatte er Karl Gutzkow, der damals in Frankfurt a. M. lebte, das Manuskript seines Dramas „Dantons Tod“ zugesandt. Und nur dem entschlossenen Handeln Gutzkows, der sich nicht gescheut hatte, den wegen seiner Verwicklung in die letzte „demagogische Verschwörung“ des Pfarrers Weidig in Wuppertal stechtrieflich verfolgten Publizisten trotzdem auf den Schild zu heben, ist es zu danken, daß dies gewaltige Drama im „Wühnig“ abgedruckt und somit der Öffentlichkeit übergeben wurde, was anders kaum je geschehen wäre.

Seitdem wußte die Welt, wach ein genialer Poet in Georg Büchner dahin gegangen war. Im Jahre 1850 erschienen seine nachgelassenen Schriften in Frankfurt a. M. Sie enthielten außer „Danton“ das Lustspiel „Leonce und Lena“ und das Fragment „Lenz“, in dem Büchner merkwürdigerweise schon alles vorweggenommen hat, was von den Jünglingsdeutschen ein halbes Jahrhundert später zum neuen Kunstebangelium erhoben wurde. Endlich sollte Büchner aber auch in Karl Emil Franzos, der 1879 seine „Sämtlichen Werke und handschriftlichen Nachlaß“ herausgab, seinen Biographen finden. Die „Modernen“ erinnerten sich des Dichters zur rechten Zeit. Es sei da vor allem des Versuches der Münchener „Gesellschaft für modernes Leben“ gedacht, Büchners höchstes Satirielustspiel „Leonce und Lena“ im Freien aufzuführen. Diese einzig merkwürdige „Vorstellung“ fand im Sommer von 1890 in Schwabing bei München in einem dem damaligen Feuilletonredakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“ Emil Holz gehörigen Park unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Mitwirkende waren: Max Halbe, Oskar Panizza, Julianne Derry, Joseph Müderer, Georg Schaumburg, Julius Schaumburg, Franz Held und andere Schriftsteller und Künstler dieses Kreises.

Jetzt hat Genosse Rudolf Franz es unternommen, Büchners Dramen für nur 1 Mk. den Arbeitern zugänglich zu machen. Das sauber gedruckte und handliche Buch zählt 282 Seiten oder 14 1/2 Bogen. Hiervon entfallen 85 Seiten auf Erklärungen zu „Dantons Tod“, „Leonce und Lena“ und das soldatische Trauerspielfragment „Bozzed“, der Rest auf textkritische Anmerkungen zu den dreien. Sehr gründlich und bei aller Knappheit doch alles Wissenswerte umfassend sind die Erklärungen zu Danton schon allein insofern zu nennen, weil Franz Irrtümer, manche wenig stichhaltige Quellenbenutzung, denen einerseits der Dichter, andererseits aber auch gerade seine Ausleger, insbesondere bürgerliche Geschichtsschreiber der großen französischen Revolution unterlegen sind, auf Grund der heutigen namentlich von Seiten einiger sozialdemokratischer Autoren geförderten Forschungsergebnisse richtigstellt.

Das alles ist ebenso lehrreich wie verdienstlich. Nur eins wird man in dem Bande vergeblich suchen: eine Darstellung von Georg Büchners Leben und Dichten. Der Herausgeber rechtfertigt diese Unterlassung damit, daß er sagt: Eine theoretische Würdigung des Dramatikers oder gar des Politikers, Philosophen, Anatomen, Mediziners, Nobellisten — denn das alles war Georg Büchner — lag nicht im Plane dieser Ausgabe, die nur den Dramatiker zu beleben wünsche. Gedachte Franz bloß literaturphilosophischen Rathesgelehrten zu genügen, so hätte er recht. Er wollte den Dichter aber doch gerade der breiten Volksmasse geben. Dann war ein Lebensbild Büchners unerlässlich. Möchte er es der zweiten Auflage seines Buches voranstellen. e. k.



Städtischer Fischverkauf zur Linderung der Fleischnot in einer Berliner Markthalle.

sation bekleidet, oder er lernt, wie man einen Bericht für eine Zeitung in richtigem Deutsch und in brauchbarem Stil abfaßt.

Um die Hörer nach Möglichkeit zur Mitarbeit heranzuziehen, hat man meist das sogenannte „Vertrauensleutestystem“ eingeführt, d. h. in jedem Kurs werden ein oder zwei Vertrauensleute von den Hörern gewählt. Diese wählen aus ihrer Mitte wiederum den Arbeiterausschuß. Beide Organe, Vertrauensleute und Ausschuß vermitteln den Verkehr zwischen der studentischen Organisation und den Arbeitern. Sie helfen bei Vertulungsarbeiten, sie organisieren die Arbeiterpropaganda, sie vermitteln Wünsche und Beschwerden der Hörer und stellen so Organe der Selbstverwaltung dar. Auf diese Weise stehen die Studenten in enger Verbindung mit den Arbeitern und hören alsbald, wo etwas fehlt und wo Änderungen gewünscht werden. Finanziell beruhen die Kurse auf den Beiträgen der Hörer (meist 50 Pfg. pro Kurs und Semester); zum Teil genießen sie auch kommunale Unterstützungen. Neben dem Unterricht wird in den einzelnen Organisationen noch mancherlei andere Bildungsarbeit geleistet. So hat Berlin im letzten Jahr mehrere Verkaufsabende guter Bücher und Bilder eingerichtet, hat künstlerische Abende (mit Musik, Gesang, Deklamation) veranstaltet. Weitere Anregungen brachte im Winter ein Vortrag über Malerei, sowie ein Zyklus von 5 Abenden im Museum für Meereskunde (alles zum Teil unentgeltlich, zum Teil für 10—20 Pfg.). Die künstlerischen Winter- und Sommerfeste mit großer Bücherverlosung zeigen, daß die Kurse auch auf diesen Gebieten mitzuarbeiten entschlossen sind. f. k.

Sauf still wie eine Jungfrau! Also steht es in einem vollkommnen ersten Buchbuch, einem Sittenlobez des fünfzehnten Jahrhunderts. „Sauen“ bedeutet